

Sammlung III

Aufzeichnung I

Tagebucheintrag, Cerial Nadém

Elfter Tag im Yuln, 1215, 1. ZA

Abermals führte mich mein Weg zu ihm. Wie viele Male schon habe ich in den letzten Wochen heimlich die Pfade zu seiner Hütte gesucht, verborgen zwischen Sträuchern und Wurzeln, um ihn bei seiner Arbeit zu beobachten. Mehr, als mir lieb sein dürfte. Und doch fehlt mir die innere Stärke, fernzubleiben. Er ist mir ein Rätsel. In seiner Nähe liegt etwas, das mich bindet, still und unsichtbar wie ein Faden, den ich nicht zu greifen und doch nicht zu lösen vermag. Ich sage mir, es sei Torheit, mich so hinzugeben. Dennoch tragen mich meine Schritte immer wieder dorthin, als folgte ich einem Ruf, den nur mein Herz vernimmt. Manchmal glaube ich, er spüre es, wenn meine Augen auf ihm ruhen, obgleich er nicht zu mir aufblickt. Dann stockt mir der Atem, und ich ziehe mich tiefer ins Dickicht zurück, lausche dem Schlagen meines Herzens, das lauter klingt als jedes Geräusch des Waldes.

Die Harke senkte sich und zog gleichmäßige Furchen durch die dunkle, feuchte Erde. Ich hielt den Atem an und beobachtete ihn im Stillen, halb verborgen hinter dem dichten Grün einer alten Hecke. Der

junge Bauer arbeitete langsam, doch es wunderte mich nicht. Seine Harke war kaum mehr als ein kümmerlicher Ersatz, zusammengeschmiedet aus Zweigen, Steinen und Ranken – ein Werkzeug, das für die schwere Arbeit auf dem Feld fast untauglich schien. Und dennoch ließ er sich nicht beirren. Was er auch tat, stets ging er mit derselben stillen Gelassenheit ans Werk, als könne ihn nichts aus dem Gleichmaß seiner Bewegung reißen. Tag für Tag sah ich ihn so, unter dem breiten Schatten seines Strohhutes, wie er die gleichen Wege beschritt. Er verweilte selten bei anderen, sprach kaum mehr als nötig. Trat er in die Stadt, so geschah es nur, um Dünger zu tauschen oder Waren abzugeben. Mitunter brachte er kunstvoll gebundene Pflanzengestecke, gefertigt mit einer Sorgfalt, die mich jedes Mal aufs Neue in Staunen versetzte. Ich fragte mich, wie ein Mann, der mit solch rauen Händen die Erde wendet, zugleich die Geduld und das Auge besitzt, aus zarten Blüten und Gräsern kleine Werke von solcher Schönheit hervorzubringen.

Ein Leben ohne Glanz, ohne Aufbegehren, ohne jede Wendung. Was sollte man auch erwarten von einem, der dem Schatten meines Volkes unterstellt ist, nicht als freier Mann, sondern als einer, der dient? Vielleicht trägt er diese Stellung nicht einmal als Last. Vielleicht empfindet er sie nicht als Kette, sondern

als Gewohnheit, die ihn wie ein altes Kleid umgibt. Etwas, das schlicht so ist, weil es nie anders war.

Man nennt ihn Grim. Grim vom Salmon-Berg, so spricht man von ihm. Und wenn ich ihn im Stillen nachspreche, klingt er in mir nach – rau und fest, als sei der Name selbst ein Stück Fels, das Wind und Wetter trotzt. Sein Gehöft liegt fernab, dort, wo sich der Telendil vom Enont scheidet. Eine stille Gabelung, an der das Wasser träger wird und die Luft sich schwer anfühlt, als trüge sie ein uraltes, nie ausgesprochenes Wissen. Genau dort steht sein Haus, einsam und beinahe vergessen, fern von den Städten der Dunkelelben und Durai. Wer dem Fluss aufwärts folgt, verliert sich bald im dichten Forst und an schroffen Hängen. Kein Dorf erhebt sich dort, kein Ruf hallt wider – nur Wildnis, die schweigt und drängt. Flussabwärts aber liegt der Lindon-See, still und bleigrau, ein Spiegel ohne Regung. An seinen Ufern ruhen Serafin und andere Dörfer.

Ich musste mir eingestehen, dass seine Aufmerksamkeit unter dem tief ins Gesicht gezogenen Krempehut weit schärfer war als meine eigene Wachsamkeit. Ohne sich auch nur ein einziges Mal umzuwenden, bemerkte er mich, als hätte er meine Gegenwart gespürt, ehe ich selbst meinen Atem bändigen konnte.

„Meine Herrin“, sagte er leise und nahm den Hut

ab, mit einer knappen, doch ehrerbietigen Geste. Darunter kam strohblondes Haar zum Vorschein, zu einem langen Zopf geflochten, der sich löste und über das verschwitzte Hemd fiel. Einen Augenblick lang blieb mein Blick daran haften, und ich spürte, wie mir die Hitze der Scham in die Wangen stieg, weil er mich ertappt hatte, halb verborgen und doch längst nicht mehr unsichtbar.

„Nur Ceri“, entfuhr es mir, ehe ich begriff, was ich da gesagt hatte. Ein flüchtiges Lächeln huschte über sein Gesicht.

„So darf ich Euch also endlich beim Namen nennen, nach all den ... Dutzenden Besuchen.“ Er wusste es also. „Es ist mir eine Ehre“, fügte er hinzu, mit einer Höflichkeit, die leicht und ungezwungen klang.

Zögernd schob ich mich durch die schmale Lücke in der Hecke. Als meine Füße den Kieselpfad berührten, überkam mich ein sonderbares Gefühl, so fremd, dass ich im ersten Augenblick kaum wusste, wie mir geschah. Ich senkte den Blick, gleich einem jungen Mädchen, das ein Geheimnis mit sich trägt. Ein leises Kichern entfuhr mir, ehe ich es zurückhalten konnte. Wie töricht! Was nur fuhr in mich?

Meine Mutter hätte mich bei solchem Benehmen wohl entsetzt angesehen – und sie hätte recht gehabt. Einer Dunkelveilchen ziemt es nicht, derart aus der

Fassung zu geraten. Noch weniger, sich heimlich über Wochen einem Dienenden zu nähern, Worte mit ihm zu tauschen und eine Verlegenheit zu zeigen, die man mir nicht zugestehen würde.

Und doch war es geschehen.

Doch etwas in mir lässt sich nicht verdrängen. Eine leise Stimme flüstert, dass ich in seiner Nähe sein darf, wie ich bin – ohne Maske, ohne Härte. Als wären wir einander ebenbürtig. Und doch spricht alles dagegen.

Grim und ich könnten unterschiedlicher kaum sein. Es zeigt sich nicht nur in unserem Wesen, sondern auch in all den kleinen Dingen, die uns umgeben. Er verrichtet Tag für Tag seine Arbeit in schlichter, oft schon abgetragener Kleidung, das Hemd vom Staub der Felder gezeichnet. Ich hingegen trage meine makellos schwarze Uniform, wie es sich für ein Mitglied meiner Familie ziemt. Sie ist mehr als ein Gewand: ein sichtbares Zeichen unserer Stellung, ein stilles Bekenntnis zur Verantwortung, die auf unseren Schultern lastet. Und während er die Erde mit bloßen Händen formt, scheint es mir, als trüge ich die Last unsichtbarer Fesseln, enger als jedes Band aus Stoff.

Meine Mutter und ich bewohnen, gemeinsam mit anderen Hochlords, einen Flügel des alten Palastgeländes – jenen ehrwürdigen Ort, von dem einst

Schutzherr Caldan Istar und seine Gemahlin Isè über das Reich wachten, vor mehr als tausend Jahren. Die Mauern ragen hoch und schweigsam in den Himmel, und die Hallen atmen noch immer die Stimmen vergangener Zeiten. Es heißt, sie erzählen Geschichten; doch wer wirklich lauscht, spürt, dass daraus längst Legenden geworden sind.

Grim dagegen lebt schlicht. Abseits der Wege, am Rand der Hänge, bewirtschaftet er eine kleine Farm, kaum mehr als eine windschiefe Hütte aus Holz. Ringsum lehnen einfache Gerätschaften, daneben ein gemauerter Trockenplatz und mehrere Töpfe voller dunkler, schwerer Erde, die er mit eigentümlichem Ernst hegt, als sei darin ein Geheimnis geborgen, das nur er zu verstehen vermag.

Diese Erde, von ihm selbst gemischt und bereitet, verkauft er an die Gärtner der nahen Höfe. Man sagt, sie sei fruchtbarer als jede andere, als trage sie ein stilles Versprechen in sich. Und seltsamerweise zahlen sie dafür, als wäre sie aus Gold.

„Ich denke, ich weiß, weshalb Ihr gekommen seid“, sagte er und wischte sich mit einem abgewetzten Lederlappen den Schweiß von Stirn und Hals. Dann rieb er sich die Erde von den Händen, langsam und bedächtig, als lege er ein Stück des Tages hinter sich. „Doch warum ausgerechnet heute? Am Tage

des Rian?“

„Eben deshalb bin ich hier“, erwiderte ich und hob das Kinn. „Ihr seid nicht in der Stadt, um Rian Istar zu ehren. Warum nicht? Ein wenig Abstand vom Alltag würde auch Euch guttun.“

Ein Schmunzeln huschte über sein Gesicht. „Weil dieser Tag den Euren gehört. Und ich bin kein Freund von Trubel.“ Mit diesen Worten wandte er sich ab und ging weiter, als sei nichts mehr zu sagen.

Ich neigte den Kopf, während ich ihm um das Haus folgte. „Eigentlich gehörst du doch auch zu uns.“

„Gehöre ich?“ Seine Stimme klang ruhig, fast nachdenklich. „Ich bin kein Dunkelerlb. Ich diene ihnen.“

„Man muss nicht aussehen wie wir, um Teil unseres Glaubens zu sein“, erwiderte ich leise. „Viele haben sich uns angeschlossen ... aus freiem Willen.“

„Mehr oder minder aus freiem Willen, meine Herrin“, fiel er mir ins Wort, und gleich darauf schwieg er. „Verzeiht ...“

„Schon gut“, sagte ich und bemühte mich, nicht zu streng zu klingen. „Und ich heiße Ceri. Ich hab’s dir doch gesagt.“

Er nickte kaum merklich, zog die Lederriemen seines geschnürten Bündels fest und schwang es sich

mit einer lässigen Bewegung über die Schulter. „Begleitest du mich, Ceri? Ich muss noch einer kleinen Sache nachgehen. Nur ein paar Minuten zu Fuß – keine große Reise.“

Einen Augenblick lang zögerte ich, unsicher, wohin er mich führen wollte. Doch die Art, wie er meinen Namen aussprach, ließ es beinahe wie eine Einladung klingen, die schwerer wog als jedes Versprechen. Ich hätte wohl ablehnen sollen. Die Zeit war knapp, und alles drängte mich zum Aufbruch. Doch meine Neugier erhob sich lauter als jede Stimme der Vernunft. Also nickte ich, wenn auch zögernd, und blieb an seiner Seite.

Meha, mein Tatramo, ließ ich am Wegesrand zurück. Er schnaubte, als wolle er mir seinen Unmut kundtun, und senkte dann den Kopf, um seelenruhig zu grasen, gleichgültig gegenüber meinem inneren Ringen.

Abseits des Weges schenkt Grim Dingen seine Aufmerksamkeit, die man einem Mann wie ihm kaum zutrauen würde. Inmitten des üppigen Grüns pflegt er sechs große Spaliere, an denen die prächtigsten Ebblumen blühen, die ich je gesehen habe. Wie seine Hütte, seine Harke und fast alles, was ihn umgibt, sind auch diese Gerüste aus biegsamen Ranken geflochten, kunstvoll verschlungen mit einer Geduld, die ich bei ihm nie vermutet hätte. Der Anblick

war so wundersam, dass er sich mir unauslöschlich einprägte – verborgen hinter den Baracken eines Dienenden, irgendwo im Nichts. Rot, blau und golden leuchteten die Blüten im schrägen Licht des späten Nachmittags. Ein seltener Friede lag über diesem Fleckchen Erde, als hielte die Zeit selbst den Atem an. Mein Blick glitt weiter über die sanft geschwungenen Hügel bis hin zu den rauchverhangenen Gipfeln im Osten. Dort beginnt der Wald von Dura, dicht und unheimlich. Selbst wir meiden dieses Geflecht aus Dornen und schwer herabhängendem Laub, wo wilde Kreaturen streifen und das Dunkel mehr birgt, als es je preisgibt. „Niemand mit klarem Verstand setzt auch nur einen Fuß dorthin“, sagt meine Mutter stets. Und doch weiß ich, dass Grim bei Dämmerung mit seinem Floß in jene Schatten fährt. Was er von dort zurückbringt, bleibt sein Geheimnis. Vielleicht aber ist es genau dies, was seine Blumen so ungleich schöner gedeihen lässt als alle anderen.

Er kniete nieder und ordnete die Schnittblumen auf einem Tuch, das er mit bedächtiger Sorgfalt auf dem Boden ausgebreitet hatte. Seine Hände, kräftig und von Erde geschwärzt, bewegten sich erstaunlich sanft. Fast zärtlich entfernte er die welken Knospen, jene, deren Blüte sich nie mehr öffnen würde.

Ich beobachtete ihn, wie er in stiller Geduld

arbeitete – jener Geduld, die nur Menschen eigen ist, die dem Land wirklich verbunden sind. Kein Wort, kein unnötiger Blick, nur die beständige Hingabe seiner Bewegung.

Dann hob er den Kopf. Sein Blick streifte mich nicht flüchtig, nicht aus bloßer Höflichkeit – er sah mich wirklich an. „Ceri, wenn du willst, nenne ich dir die Namen meiner Kunden nahe Solis. Sie ziehen ihre Pflanzen in derselben Erde wie ich.“

„Nein! Deine sind viel besser.“ Die Worte entglitten mir, noch ehe ich sie dachte. Sofort stieg mir die Hitze ins Gesicht. Hastig suchte ich nach einem anderen Thema, irgendetwas, das mich aus meiner Verlegenheit befreite. „Woher kommst du eigentlich?“, fragte ich, wohl ein wenig zu schnell. „Du bist kein Durai, oder? Ein Atharna vielleicht? Sie leben doch auf dem Festland ... was führt dich dann hierher?“

Er hielt inne, warf mir nur einen flüchtigen Blick zu und wandte sich wieder seiner Arbeit zu. „Ich bin ein Niemand, Ceri. Was kümmert es dich also, woher ein Sklave stammt?“ Seine Stimme war leise, doch sie trug etwas in sich, das mir die Kehle zuschnürte. Ein kaum hörbares Seufzen folgte. „Ich wurde in die Sklaverei hineingeboren. Was mit meinen Eltern geschah, weiß ich nicht.“ Ohne ein weiteres Wort nahm Grim die gebündelten Ebblumen an sich, und wir

traten den Rückweg an.

Ich schwieg. Was hätte ich auch sagen sollen?

Kein Sklave, dem ich je begegnet bin und der in Ketten geboren wurde, sprach mit solch einer Gewandtheit, mit einem Wissen um Dinge, die den Seinen für gewöhnlich fremd bleiben. Je länger ich ihm zuhörte, desto gewisser wurde mir: Er musste einst jemand von Bedeutung gewesen sein. Irgendwann. Irgendwo. Doch wer einmal in den Strudel der Sklaverei gerät, dem bleibt nur, sich bald mit dem Gedanken vertraut zu machen, ein Gesicht unter vielen zu sein – ohne Namen, ohne Anspruch. Und sollte er eines Tages Nachkommen zeugen, so würde auch ihnen dieses Los auferlegt sein.

Nachdem Caldans Blutlinie ihr Ende gefunden hatte, blieben die Dunklelben dennoch im Besitz der Durai. Aus den menschlichen Dienern wuchs eine eigene Kaste hervor, die auch weiterhin den Dunklelben untertan blieb.

„Du weißt doch sicher, dass meine Mutter von hohem Stand ist ... Sie besitzt große Macht.“ Ich schwieg einen Atemzug lang, ehe ich fortfuhr. „Vielleicht könnte sie ... ach, ich weiß es selbst nicht. Es tut mir nur leid um deinetwillen. Es gibt keinen rechten Weg, dich unserer Gemeinschaft

näherzubringen.“

„Du fühlst Mitleid mit einem Sklaven? Und sorgst dich gar um ihn? Das ist ... ungewöhnlich.“

Ja. Und hätte ein anderer Dunkelalb meine Worte vernommen, man hätte mich verstoßen und gehetzt wie ein Tier.

„Es ist gütig von dir, das zu sagen“, erwiderte er nach einer Weile. „Doch was sollte ich in einer Stadt wie Solis? Dort kennt man mich nur als Knecht, und das schöne Volk überschüttet mich mit Hohn und kaltem Blick.“

Im goldenen Schein der Sonne fiel mein Blick auf die Narbe, die sich von seiner rechten Wange bis hinab zum Hals zog. Sie glänzte rötlich, wie ein altes Brandmal, das sich nicht scheute, gesehen zu werden. In meiner Vorstellung stammte sie aus einer ruhmreichen Schlacht, in der er das Langschwert fest in der Hand hielt, dem Feind voranstürmte und mit einem einzigen Hieb das Gefecht entschied. Oder war es doch nur ein Missgeschick auf seiner Farm, irgendwo zwischen Pflug und Mühlstein? Doch spielte das am Ende überhaupt keine Rolle. Denn dieses Mal allein genügt, um Blicke auf sich zu ziehen. Und diese Blicke bleiben. Sie haften an ihm, misstrauisch, rasch zum Urteil bereit.

„Dieses Fest“, sagte er schließlich mit jener

skeptischen Stirnfalte, „was hat es eigentlich zu bedeuten?“

„Es gilt Rian Istar, dem Sohn Ava Istar. Heute vor genau eintausend Jahren erblickte er das Licht der Welt.“

„Und was war an ihm so bedeutsam, dass man ihn noch feiert?“

Ich zögerte einen Atemzug lang. „Ava Istar führte unser Volk in eine Zeit des Glanzes. Ihre Herrschaft war stark, gerecht – ja, beinahe beliebt, selbst bei den Durai. Doch ihr Sohn Rian blieb ohne Erben. Er verschied jung, und nur wenige Jahre später starben auch seine Eltern. Somit erlosch das Blut der Istar. Es war ein stilles, würdeloses Ende für ein einst so mächtiges Haus. Doch kurz vor Avas eigenen Tod änderte sie das Erbrecht. Von da an sollte nicht mehr die Geburt über die Nachfolge entscheiden, sondern allein der persönliche Verdienst.“

„Moment“, unterbrach er mich mit hochgezogener Braue, „dieser Rian scheitert auf ganzer Linie – und dafür feiert man ihn?“

Ich konnte mir ein Schmunzeln nicht verkneifen. „Es geht nicht um ihn, sondern um das, was sein Versagen in Gang setzte. Viele von uns streben geduldig nach Einfluss, doch Geduld kann auch lähmen. Manch einer wartet so lange auf den rechten

Augenblick, dass er ungenutzt vorüberzieht. Und überhaupt – oft ist es nicht die Gier nach Macht, die uns antreibt, sondern die Furcht, das, was wir schon errungen haben, wieder zu verlieren.“ Während ich sprach, glitt mein Blick unwillkürlich zu den offenen Schlitzten seines Hemdes, dorthin, wo unter feinem Stoff der Schatten kräftiger Arme hervortrat. Für einen Moment verlor ich mich in diesem Anblick und erschrak, wie schnell mich solch ein Gedanke forttrug.

„Und immer sitzt uns die Angst im Nacken“, murmelte er nachdenklich, „vor jenen, die sich Verbündete nennen und doch bereit sind, einem das Messer in den Rücken zu stoßen.“

Ich nickte nur. „So leben wir.“

Wieder auf dem Gelände seiner Farm angelangt, blieb Grim plötzlich stehen. Mit scharfem Blick wandte er sich mir zu. „Ich hätte da noch etwas für dich.“ Sein Ton war ernst, sein Blick rätselhaft. Mit einem kurzen Nicken deutete er hinter sich und führte mich schweigend weiter – durch hohes Gras, vorbei an seinem schiefen Bauernhaus, hinauf auf einen sanft ansteigenden Hügel. Dahinter, verborgen zwischen Bäumen und dichtem Schilf, stand eine Hütte am Ufer des Telendil. Sie war größer als Grims eigenes Heim, gezimmert aus dunklem,

wettergegerbtem Holz, das vom Flusswind gegerbt schien.

Ein scharfer Geruch stieg mir in die Nase, und ich verzog das Gesicht. „Was ist da drin? Es riecht ... streng.“ Ich hob die Hand, um mir notdürftig die Nase zu bedecken.

Einst, so erklärte er mir, sei dies ein Stall gewesen, errichtet von jenen früheren Bewohnern, denen es noch gestattet war, ein oder gar zwei Tatramos zu halten. Heute jedoch diene ihm der Schuppen als windgeschützter Ort, um dort säckeweise Dünger zu lagern. Die Mischung für seine besondere Pflanzenerde, meinte er beiläufig, bedürfe eben ihres eigenen Platzes.

„Hm ... das ist doch aber nicht die Überraschung, oder?“ fragte ich mit gerunzelter Stirn.

Er lachte leise, schüttelte den Kopf und bedeutete mir, draußen zu warten. Ich trat einen Schritt zurück, während die Tür hinter ihm ins Schloss fiel. Drinnen hörte ich ein Rascheln, das Knarren von Holz, dann Stille.

Nur einen Augenblick später trat er wieder hervor. In seinen Händen lag ein seltsam geformter Sattel, schwer und von Riemen durchzogen, als sei er für mehr als nur das bloße Reiten bestimmt. Die Leder Schlaufen hingen wie Schlangen herab, und das

dunkle Material glänzte matt im schwindenden Licht.

„Ich habe schon eine Weile daran gearbeitet. Gefällt er dir?“ Mit flinken Fingern breitete er das Stück vor mir aus, ließ die langen Seitenbeutel herabbauen und erklärte ruhig: „Bisher musstest du die Blumen in feuchte Tücher wickeln und sie im Schoß festhalten. Nicht gerade bequem beim Fliegen. Und jedes Mal kamst du halb durchnässt zu Hause an. Das hier soll dir den Weg erleichtern.“

Ich konnte kaum glauben, was ich da sah.

„Das ... hast du für mich gemacht?“

Er nickte. Still, doch mit einem Lächeln, das mehr verriet als viele Worte.

Meha glitt in weitem Bogen vom Himmel herab und setzte mit weichen Pranken auf der Lichtung auf, dass das trockene Gras in einer kleinen Wolke aufwirbelte. Ein kehliger Ruf entfuhr ihr, laut und klar.

„Wahrlich, es wird Zeit, die Heimreise anzutreten“, murmelte ich, mehr zu mir selbst, während ich mein Bündel zurechtrückte.

Grim schritt mit jener lässigen Entschlossenheit auf Meha zu, die ihm so eigen war. Ohne Hast legte er die Hand an ihren Hals, strich über die Schuppen, als wäre es ein vertrautes Ritual. Meha ließ es geschehen, ja, beinahe schien sie ruhiger zu atmen. Mit geübtem Griff löste er den alten Sattel und schwang

den neuen über ihren Rücken. Er saß wie angegossen, als wäre er immer schon für sie bestimmt gewesen. Mit ungewohnter Hingabe begann Grim, die Satteltaschen zu befüllen – nicht mit Steinen oder Vorräten, sondern mit frischer Erde, die er eigens herangeschafft hatte. Darauf bettete er die gepflückten Blumen, sorgsam, als wären es Kostbarkeiten aus einem fernen Tal.

So geschmückt wirkte Meha schließlich wie ein Festtier zu Ehren des Frühlings, beinahe zu anmutig für die Rückreise durch windgepeitschte Höhen.

Ich schwang mich auf Mehas Rücken, während Grim noch die letzten Riemen nachzog.

„Mit deinem grünen Daumen solltest du den Durai beibringen, wie man ordentlich anbaut – statt ihnen nur stinkenden Dreck unterzujubeln“, neckte ich ihn mit einem schiefen Lächeln.

„Hüte deine Zunge“, entgegnete er mit einem Zwinkern. „Willst du künftig noch willkommen sein, wirst du dich mit dem stinkenden Dreck besser anfreunden müssen.“ Dabei deutete er auf den kleinen Schuppen am Rand der Lichtung, aus dem der eigentümliche Geruch herüberzog. „Das da ist mein Leben.“ Sanft klopfte er Meha gegen das längliche Haupt, dann wandte er sich zum Gehen.

„Ja, so scheint es!“, rief ich ihm nach. Nicht spitz,

nicht neckisch, nur leise, mit einem Ton, den er vielleicht nicht einmal vernahm. Doch ein Lächeln legte sich auf mein Gesicht, ruhig und sacht, als hätte es schon lange in mir darauf gewartet, endlich ans Licht zu treten.

